

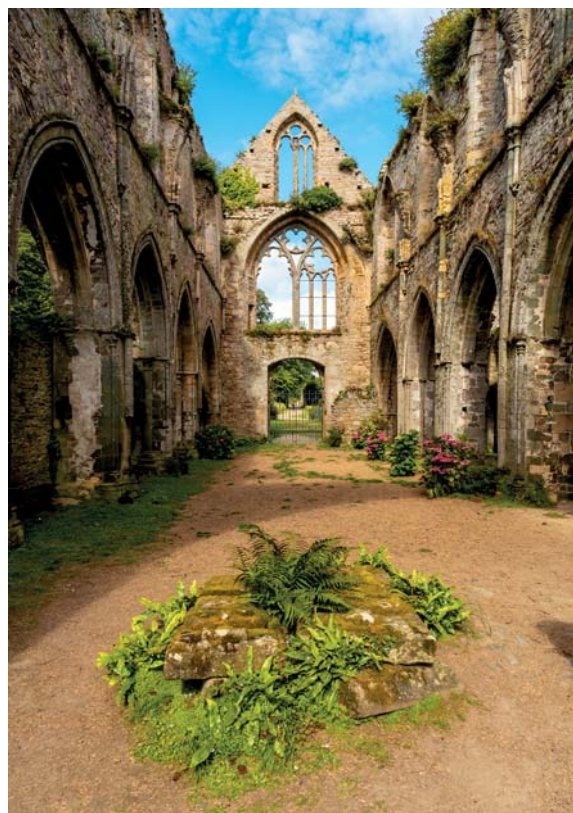


## Die Kirche in Europa

Die Zeit, in der wir leben, vermittelt mit den ihr eigenen Herausforderungen in der Tat den Anschein des Verlorenseins. Viele Männer und Frauen scheinen desorientiert, unsicher und ohne Hoffnung zu sein, und nicht wenige Christen teilen diesen Gemütszustand. [...]

Unter den vielen, auch anlässlich der Synode ausführlich erwähnten Aspekten möchte ich den Verlust des christlichen Gedächtnisses und Erbes anführen, der begleitet ist von einer Art praktischem Agnostizismus und religiöser Gleichgültigkeit, weshalb viele Europäer den Eindruck erwecken, als lebten sie ohne geistigen Hintergrund und wie Erben, welche die ihnen von der Geschichte übergebene Erbschaft verschleudert haben. Daher ist es nicht allzu verwunderlich, wenn versucht wird, Europa ein Gesicht zu geben, indem man unter Ausschluß seines religiösen Erbes und besonders seiner tief christlichen Seele das Fundament legt für die Rechte der Völker, die Europa bilden, ohne sie auf den Stamm aufzupropfen, der vom Lebenssaft des Christentums durchströmt wird. [...]

Mit diesem Verlust des christlichen Gedächtnisses geht eine Art Zukunftsangst einher. Das gemeinhin verbreitete Bild von der Zukunft stellt sich oft als blaß und ungewiß heraus. Man hat eher Angst vor der Zukunft, als daß man sie herbeiwünschte. Besorgniserregende Anzeichen dafür sind unter anderem die innere Leere, die viele Menschen peinigt, und der Verlust des Lebenssinnes. Zu den Zeichen und Auswirkungen dieser Existenzangst sind insbesondere der dramatische Geburtenrückgang und die Abnahme der Priester- und Ordensberufe zu zählen sowie die Schwierigkeit, wenn nicht sogar die Weigerung, endgültige Lebensentscheidungen auch bezüglich der Ehe zu treffen.



### Initiative katholischer Christen - Verein St. Petrus Canisius e.V.

1. Vorsitzender: Fabian Glück (V.i.S.d.P.)

Postfach 1154, D-84067 Schierling - Kto.Nr.: 1871498 BLZ: 770 697 64

(Raiffeisenbank Kemnather Land-Steinwald eG)

IBAN DE 65770697640001871498 / BIC GENODEFIKEM

Die Nachrichten aus Kirche und Welt erscheinen mehrmals im Jahr unentgeltlich.

Wir bitten herzlich um Spenden. Bitte geben Sie immer auch Ihre Postleitzahl als Verwendungszweck an.

Der Verein St. Petrus Canisius e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.

**Steuerabzugsfähige Spendenquittungen** ab 300 Euro werden Anfang des nächsten Kalenderjahres versandt. Bis 300 Euro gilt der Kontoauszug als Spendenquittung.

**Schweiz:** Post-Finance Kto: 60-69 13 75-2

IBAN: CH 90 0900 0000 6069 13 752 BIC: POFICHBEXXX

**Inhaltsverzeichnis:**

Seite	1	<i>Die Kirche in Europa</i>
Seite	2	<i>Das Vorbild des hl. Stephan von Ungarn</i>
Seite	5	<i>Elternschaft und die Benediktsregel</i>
Seite	7	<i>Die Wunder Christi in den Evangelien</i>
Seite	9	<i>Die Herz-Mariä-Sühnesamstage</i>
Seite	12	<i>Auf ein Wort</i>
Seite	12	<i>Adressen: Athanasiusbote, Sarto Buch</i>

Wir erleben eine verbreitete Zersplitterung des Daseins; es überwiegt ein Gefühl der Vereinsamung; Spaltungen und Gegensätze nehmen zu. Unter anderen Symptomen dieses Zustandes erfährt das heutige Europa das ernste Phänomen einer Krise der Familie und des Schwindens einer Konzeption von Familie überhaupt. [...]

Der Verlust der Hoffnung hat seinen Grund in dem Versuch, eine Anthropologie ohne Gott und ohne Christus durchzusetzen. Diese Denkart hat dazu geführt, den Menschen als absoluten Mittelpunkt allen Seins zu betrachten, indem man ihn fälschlicherweise den Platz Gottes einnehmen ließ und dabei vergaß, daß nicht der Mensch Gott erschafft, sondern Gott den Menschen erschafft.

Das Vergessen Gottes hat zum Niedergang des Menschen geführt. [...] Es wundert daher nicht, daß in diesem Kontext ein großer Freiraum für die Entwicklung des Nihilismus im philosophischen Bereich, des Relativismus im erkenntnistheoretischen und moralischen Bereich, des Pragmatismus und sogar des zynischen Hedonismus in der Gestaltung des Alltagslebens entstanden ist. Die europäische Kultur erweckt den Eindruck einer „schweigenden Apostasie“ seitens des satten Menschen, der lebt, als ob es Gott nicht gäbe.

*Aus dem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Ecclesia in Europa“ von Papst Johannes Paul II. vom 28. Juni 2003.*

\*\*\*

**Vorbild eines christlichen Herrschers – Der hl. Stephan, König von Ungarn**

Die Schlacht auf dem Lechfeld im Jahr 955 (in der Nähe des heutigen Augsburg) brachte eine entscheidende Wende für das Ostfrankenreich, sie beendete die seit 60 Jahren andauernden kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Magyaren, welche in dieser Schlacht vernichtet geschlagen wurden. Der Sieger, Otto I. „der Große“, wurde zum Retter der Christenheit, im Jahr 962 krönte ihn Papst Johannes XII. zum römisch-deutschen Kaiser.

Ungarn aber eröffnete diese entscheidende Schlacht den endgültigen Zugang zum Christentum, das dieses Land im Laufe der folgenden Jahrzehnte von Grund auf umgestalten und erneuern sollte. Mit der Christianisierung des Landes ist untrennbar der Name des ersten ungarischen Königs, Stephan I., verbunden.

Stephan wurde im Jahr 969 in Gran (Esztergom) als Sohn des Arpadenfürsten Geza geboren. Dieser erkannte die christliche Lehre neben den heidnischen Götterkulturen zwar an, war aber noch tief im Heidentum verwurzelt. Von Stephans Vater ist der Ausspruch überliefert: „Ich bin reich genug, den Göttern zu opfern und zugleich dem Christengott zu dienen.“ Er gelangte fünfzehn Jahre nach der Lechfeldschlacht an die Macht und hielt nicht viel von Glaubensthesen, wohl aber von einer himmlischen Unterstützung seiner Arbeit.

Eine entscheidende Rolle in der Erziehung und Formung des jungen Stephan hatte der Bischof von Prag, der hl. Adalbert; dieser hielt sich wiederholt in Ungarn auf. Er war es, der den jungen Stephan das wahre Christentum lehrte, ihn taufte und auch die Firmung spendete und damit eine entscheidende Wende im Leben des jungen Mannes, aber auch in der Entwicklung seines Heimatlandes bewirkte. Der hl. Adalbert wurde später zum „Apostel der Ungarn“ ernannt, und als Stephan bereits König war, ließ er die Kathedrale in Gran zu Ehren Adalberts weihen, wodurch Adalbert zum Patron der ungarischen Kirche wurde.

Im Jahr 995 heiratete Stephan die Prinzessin Gisela von Bayern, eine Schwester Kaiser Heinrichs II., des Heiligen. Sie brachte in ihrem Gefolge viele Ritter, Priester und Mönche an den ungarischen Hof und wurde zu Stephans Helferin und Beraterin beim Aufbau eines christlichen Ungarnreiches. Stephans Vater starb Anfang des Jahres 997, Stephan sollte ihm als ungarischer Großfürst folgen. Aber schon bald kam es zu einem Aufstand, die Rolle als Thronfolger Gezas wurde ihm streitig gemacht. Nach Auffassung der Reiternomaden war Koppány, ein Cousin des ungarischen Großfürsten Geza, der das Gebiet südlich des Plattensees beherrschte, allein berechtigt, das Erbe anzutreten. Koppány forderte die Herrschaft über Ungarn nach dem Senioratsprinzip der Arpaden, wonach das älteste männliche Mitglied des Clans der Anführer sei. Er verlangte, die Witwe Gezas zu heiraten, und sammelte seine Reiternomaden zum Kampf gegen seinen Neffen Stephan.

Stephan sammelte seine Streitkräfte, und in Gran fand eine Einsetzungszeremonie nach westlichem Brauch statt: Der junge Großfürst wurde in der Kirche mit einem geweihten Schwert umgürtet. Stephan erflachte die Hilfe der Gottesmutter und schickte seine Truppen mit der Fahne des hl. Martin, der aus Pannonien stammte, in den Kampf. In der Schlacht bei Veszprem im Jahr 998 unterlag Koppány und wurde noch am Schlachtfeld hingerichtet.

Stephans Macht war nun gesichert, und niemand konnte ihm mehr die Großfürstenwürde streitig machen. Er begann, konsequent an der Christianisierung seines Landes zu arbeiten, aber auch an der Vertiefung seines eigenen Glaubens. Sein Vater hatte bereits mit der Ansiedlung der Benediktiner auf dem Heiligen Berg Pannoniens (Pannonhalma, Martinsberg) den Grundstock für die Missionsarbeit gesetzt. Stephan war es, der das Kloster zur Erzabtei erhob; die zu diesem Anlaß ausgestellte Urkunde ist bis heute das wertvollste Schriftdokument in Pannonhalma. Seit damals gilt dieses Stift als Zentrum des Benediktinerordens in Ungarn.

Mit Hilfe der Schüler des hl. Adalbert begann Stephan den Bau von Kirchen und die Organisation von

Pfarrten und Diözesen. Veszprem und Gran wurden die ersten Bischofssitze Ungarns. Der Gehorsam des Volkes war anfangs eher auf Furcht als auf Zuneigung zum Herrscher gegründet. Die Menschen ließen sich taufen, verehrten aber insgeheim weiter ihre Naturgottheiten. Nur langsam erkannten sie, daß Stephan in allen Dingen nur das Wohl des Volkes im Auge hatte, und nur langsam wurde ihnen die alleinige Wahrheit der christlichen Religion bewußt. Stephan ließ seinem Volk Zeit für diesen Prozeß, er rief Priester aus Italien und Deutschland, die als Lehrer seines Volkes wirkten. Über das ganze Land hinweg gründete er Klöster und Schulen. Er war festen Willens, auch mit den letzten Resten des Heidentums in seinem Land aufzuräumen.

Gegen Ende des Jahres 1000 schickte Stephan den Abt Ascherich (mit Mönchsname Anastasius) nach Rom, wo Papst Silvester II. und Kaiser Otto III., die Vertreter der beiden höchsten Gewalten der abendländischen Christenheit, residierten. Stephans Ziel war es, die Königswürde verliehen zu bekommen. Der christliche König jener Zeit galt nicht nur als Beschützer der Christenheit, sondern hatte als Stellvertreter Christi auf Erden auch eine hohe religiös-erzieherische Aufgabe. Um diese hohe moralische Pflicht erfüllen zu können, bedurfte es der besonderen Gnade Gottes, die ihm durch die Königsweihe zuteilwurde. Die politische Souveränität, die diese Würde mit sich brachte, stand für Stephan im Hintergrund, als seine eigentliche Aufgabe betrachtete er die Verbreitung des Christentums in seinem Reich. Papst Silvester II. war hochofrenet über die zunehmende Christianisierung Ungarns und sandte ihm eine goldene Krone, die „Stephanskronen“, und verlieh ihm den Titel „Apostolischer König“. Am 1. Januar 1001 wurde Stephan feierlich zum König gekrönt. Im darauffolgenden April wurde Gran (Esztergom) durch ein päpstliches Schreiben zum Erzbistum erhoben.

Stephan erwies sich als guter und gerechter Herrscher. Mehrere Aufstände schlug er mit Erfolg nieder und besiegte innere und äußere Feinde, die sich ihm und seinem Ansinnen, aus ganz Ungarn ein christliches Land

machen zu wollen, entgegenstellten. Diese Kriege zu führen war ihm zutiefst zuwider, aber ihn leitete ein höheres Ziel: Sein Reich sollte ein christliches Reich sein, das in Frieden leben konnte. Und es kam der Zeitpunkt, daß die Kriegsführung gegenüber den friedlichen Mitteln der Belehrung und Erziehung in den Hintergrund treten konnte: Stephan hatte das Land der Ungarn unter sich vereint. Als Kaiser Otto III. im Januar 1002 starb, bestieg Stephans bayrischer Schwager, Heinrich II., den Thron. Im Sommer 1002 schickte der Kaiser einen Urkundenschreiber seiner Kanzlei nach Ungarn, um die wichtigsten Rechtsakte des jungen Königs schriftlich niederzulegen, die wir heute wohl als Verfassung des Landes bezeichnen würden. Man bedenke, daß in jener Zeit nur die geistliche Elite lesen und schreiben konnte.

Der König ließ durch Briefe und Boten im Westen verkünden, daß er zur Verbreitung des Evangeliums Mitarbeiter im Weinberg des Herrn brauche, und zahlreiche Äbte, Mönche und Priester brachen nach Ungarn auf, um unter dem Schutz des Königs Klöster zu gründen und nach ihren Regeln zu leben. Unter der Herrschaft Stephans wurde Ungarn das wichtigste Bindeglied zwischen Westeuropa und dem christlichen Orient. Im Gegensatz zu Westeuropa, wo ständig verheerende Kriege wüteten, herrschte in König Stephans Reich Sicherheit und Ordnung.

Kaiser Heinrich II. starb im Jahr 1024, sein Nachfolger Konrad verstand seine Regentschaft anders als sein Vorgänger, er wollte das Imperium als ein reales Staatesgebilde umstrukturieren. Auch die Herzöge von Böhmen und Polen wie auch König Stephan von Ungarn sollten ihm den Vasalleneid leisten. König Stephan geriet in eine schwierige Lage. Er ordnete im ganzen Land Beten und Fasten an und flehte zur Gottesmutter, ihr Sohn möge nicht die unschuldigen Schafe bestrafen, sondern ihn, den schuldigen Hirten – so erzählt es uns eine der Lebensbeschreibungen (Legenda maior). Konrads Truppen scheiterten an der Verteidigungstaktik des östlichen Nachbarn, von Hunger bedroht und demoralisiert desertierten sie. Voll von Dankbarkeit

schenkte der König im Jahr 1031 der von ihm erbauten Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg eine überaus prächtige Kasel, die als Krönungsmantel der ungarischen Könige erhalten geblieben ist. Über Vermittlung Bayerns kam es zum Friedensschluß mit dem Kaiser.

Nun aber traf König Stephan der schwerste Schicksalsschlag seines Lebens: Sein einziger Sohn und Thronerbe, Emmerich, starb im Jahr 1031 in jungem Alter bei der Jagd, vermutlich infolge des Angriffes eines wütenden Ebers. Stephans Zukunftspläne und Hoffnungen waren dahin. Sorgfältig hatte er seinen Sohn auf die Übernahme der Regentschaft vorbereitet, auch hatte er ihm eine sehr religiös geprägte Erziehung zukommen lassen. Um das Jahr 1015 verfaßte er ein Büchlein mit „Ermahnungen“ für seinen Sohn, der damals knapp zehn Jahre alt gewesen sein mag. Neben grundsätzlichen Feststellungen und moralischen Anweisungen lesen wir: „Mein liebster Sohn, Süßigkeit meines Herzens, Hoffnung künftiger Nachkommenschaft. [...] Solltest du zornig, hochmütig, unfriedlich zu den Untertanen und Adeligen sein, so wird die Stärke der Bewaffneten zur Verderbnis deiner königlichen Würde, und dein Königtum wird auf andere übertragen werden.“

Nach dem Tod Emmerichs lastete die Sorge um sein Land schwer auf Stephan, sein Lebenswerk schien gefährdet; nichtsdestotrotz widmete er sich vermehrt den Armen, oft schenkte er ihnen seine eigenen Kleider. Seine Boten suchten die Klöster, sogar im Ausland, mit seinen Gaben auf, und diese verteilten sie an die arme Bevölkerung.

Stephans Cousin Vaszoly, nach ihm das älteste Mitglied des Arpadenhauses, war aber mit seiner Familie noch heidnisch orientiert, was klar aufzeigt, daß Stephan jeden direkten Zwang zur Missionierung ablehnte. Für seine Nachfolge aber schied dieser Cousin aus. So fiel seine Wahl auf Peter Orseolo, den Sohn seiner Schwester, den er zum Befehlshaber der königlichen Streitmacht ernannte. Mit diesem Schritt bestimmte er Peter praktisch schon zum Thronfolger. Der durch Krankheiten

geschwächte König hatte trotzdem noch große Auseinandersetzungen wegen seines Nachfolgers auszufechten, um die sich verschiedene Legenden ranken.

Als er seinen Tod nahen sah, beherrschte ihn ein sehnlicher Wunsch: Er möge am Fest Mariä Himmelfahrt sterben, er hoffte auf die Gnade, an der Hand der Gottesmutter in den Himmel aufsteigen zu dürfen. Und tatsächlich ging sein Wunsch in Erfüllung: Er starb am 15. August 1038, und seine letzte Ruhestätte fand er, seinem Wunsche gemäß, in der Marienkirche in Stuhlweißenburg (heute: Szekesfehervar) neben seinem Sohn Emmerich. Der Sterbeort ist uns nicht überliefert. Seine rechte Hand ist heute noch unversehrt und wird als Reliquie in der Stephansbasilika in Budapest aufbewahrt und verehrt.



Sein Leben ist uns in drei Lebensbeschreibungen überliefert, die innerhalb weniger Jahrzehnte nach seinem Tod entstanden. In ihnen werden zahlreiche Heilungen an Stephans Grab detailgenau geschildert. Hier wird auch erklärt, warum die rechte Hand des Königs nicht verweste: „Zu Recht wurde die Rechte des Heiligen von keinerlei Fäulnis ergriffen, da sie immer in der Blüte der Frömmigkeit stand, bei der Hilfe für die Armen nie leer war, nie ohne die erbetenen Gaben. Er kam denen zu Hilfe, die in Not waren, befreite die Unterdrückten vom Joch der Knechtschaft, gab dem Fremdling Mantel und Herberge.“ Nur wenige Tage nach seinem Tod, am 20. August 1038, wurde König Stephan, gemeinsam mit seinem Sohn

Emmerich, heiliggesprochen.

Der hl. König Stephan von Ungarn heute? Tausend Jahre trennen uns von diesem vorbildlichen Herrscher für sein Volk, der es aus dem Dunkel des Heidentums in das helle Licht des wahren christlichen Glaubens führte. Was kann der heilige König uns heute noch sagen? Welche Bedeutung könnte sein Leben für unsere Zeit haben? Der hl. Stephan stellte sich von seinen Jugendtagen an ganz unter die Führung Gottes und unter den Schutz und die Fürsprache der Gottesmutter. Aus seinem Glauben bezog er die Kraft, ein zuvor heidnisches Land in einer schwierigen Zeit dem katholischen Glauben zu öffnen, und das in den wenigen Jahrzehnten seiner Lebenszeit. Er könnte uns ein mächtiger Fürsprecher sein: um gute, weise und vor allem gläubige Politiker, die ihr Handeln aus dem Auftrag Gottes heraus verstehen und nicht das ihnen anvertraute Volk der Verwirrung, dem sittlichen Verfall und einem Neuheidentum preisgeben.

In Ungarn wird der Tag seiner Heiligsprechung, der 20. August, bis heute als Nationalfeiertag begangen. Im römischen Kalender ist der 2. September der Festtag des großen Heiligen. – Tagesgebet am 2. September:

Wir bitten Dich, allmächtiger Gott: Gewähre Deiner Kirche die Gnade, an Deinem hl. Bekenner Stephan, der sie als König auf Erden ausbreitete, einen glorreichen Vorkämpfer im Himmel zu haben.

*Quelle: fsspx.at*

\*\*\*

## **Elternschaft und die Regel des hl. Benedikt**

*Von Inge M. Thürkauf*

In der Zeit des Übergangs von der Spätantike zum Frühmittelalter steht ein Name, der für die Entwicklung Europas von herausragender Bedeutung ist: Benedikt von Nursia (ca. 480–550). Mit seinem Lebensprogramm war er berufen, durch den benediktinischen Geist das christliche Abendland wieder aufzurichten.

Im Jahr 529 wurde die altgriechische Philosophenschule als letzte antike Universität in Athen aufgelöst. Im gleichen Jahr gründete Benedikt das Mutterkloster seines Ordens: Monte Cassino. Das

Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse zeigt deutlich, daß hier „Neues geworden ist“. Dort in Monte Cassino, oft zerstört, doch immer wieder neu aus den Ruinen erstanden, verfaßte der Mönchsvater seine *Regula Benedicti*. Diese vereinigt römischen Rechtsinn mit christlicher Frömmigkeit und übertraf alle älteren Regeln durch ihre nüchterne Art in Pädagogik und Organisation. Ihre geistig-geistlichen Werte übten auf das gesamte abendländische Mönchtum einen weitreichenden Einfluß aus und waren seit dem 8. Jahrhundert Vorbild für die Regeln späterer Ordensgemeinschaften.

Durch die Regel des hl. Benedikt wurde der Benediktiner-Orden nicht nur der große Missionsorden für die germanischen Länder, sondern einer der Hauptträger der geistigen Kultur des Abendlandes. Die geistig-geistlichen Werte, die uns durch den Vater des abendländischen Mönchtums in seiner *Regula* aufgezeichnet wurden, haben von Anfang an weit über die Reihen der Mönche hinaus Beachtung und Wertschätzung erfahren.

Obwohl die *Regula Benedicti* für das Gemeinschaftsleben eines italienischen Klosters des 6. Jahrhunderts geschrieben wurde, hat sie bis heute ihre Bedeutung nicht verloren und ist auch für Laien zum Leitfaden auf der Suche nach Lebenssinn und Lebenserfüllung geworden. Ihre Weisungen verbinden die Forderung nach Gehorsam und Disziplin mit Duldsamkeit, Mitgefühl und Freude an Gott. Schon ihre ersten Worte – „Höre, mein Sohn, [...] neige das Ohr deines Herzens, nimm die Mahnung des gütigen Vaters willig an, [...] um dem wahren König, Christus dem Herrn, zu dienen“ – spiegeln die innere Dynamik in der Beziehung des Vaters zu seinen Kindern wider.

Daher sind die Prinzipien des Zusammenlebens, welche die Regel vermittelt, auch gültig für das Zusammenleben in der durch den Liberalismus so bedrohten Familie. Es ist eine Regel für die Praxis, die jeder nachvollziehen kann, der sich um ein harmonisches Familienleben bemühen will. Seit der globalen sexuellen Revolution in den 1960er Jahren erfahren wir eine immer

rasanter um sich greifende Zerschlagung der überlieferten Werte. Kinder brauchen Mütter und Väter. In unserer Zeit erleben wir aber einen im Christentum noch nie gekannten Verlust der elterlichen Autorität, vor allem der Autorität des Vaters. Im Gefolge der Geisteshaltung des Neuen Zeitalters (New Age) haben die Kräfte des Feminismus und der Homosexualität die Macht über die schöpfungsgemäße Vaterschaft erlangt, und zwar in einer Weise, die radikal im Widerspruch steht nicht nur zum Christentum, sondern auch zur religiösen und moralischen Tradition der Menschheit. Diese Umordnung der Schöpfungsordnung hat den Mann in eine Situation geworfen, die ihn substantiell verunsichert. Er ist aus seiner Aufgabe als Vater und Haupt der Familie herausgefallen.

Die Frau ist dem Mann als Hilfe beigegeben. „Ich will ihm eine Hilfe machen, ihm zur Seite“, lesen wir in der Genesis (2,18). Diese Hilfe hat ihm die Frau durch ihre Emanzipationsbestrebungen aufgekündigt. Damit wurde ihm die Stütze genommen, ohne die er in Gefahr gerät, ohne Hilfe hilflos zu werden.

Die Ordensregel des hl. Benedikt kann hier zur Richtschnur werden und heilen, was in der Vergangenheit zwischen Frau und Mann zerbrochen wurde. Der Nährboden für die verschiedenen feministischen Bewegungen, deren Vertreterinnen den Männern den Krieg erklärt haben, war nicht zuletzt die Entwürdigung und Entrechtung, die sie durch die Männer erfahren haben. Gott verlangt vom Mann nicht weniger Tugenden als von der Frau. Es braucht die gegenseitige innere Formung der Eheleute, das beharrliche Bemühen, miteinander heilig zu werden. Dies ist letztlich der Hauptgrund und eigentliche Sinn der Ehe. Es ist ein Geben und Nehmen in Vertrauen und Liebe.

Die benediktinische Regel bietet gerade für den Mann am Beispiel des Abtes gegenüber seinen Mönchen ein Vorbild für die Beziehung des natürlichen Vaters zu seinen Kindern.

Zu Beginn der Ordensregel beschreibt ein langes Kapitel das Wesen des Abtes. Er soll ein liebender, reifer und starker Mann sein, der die Würde Christi in sich trägt.

Seine Verantwortung und seine Autorität betrachtet er als von Gott geschenkt. Um sein Kloster würdig leiten zu können, muß er den Titel bedenken, mit dem er angeredet wird: Vater.

Gleichermaßen steht der Vater der christlichen Familie vor, der eines Tages, wie der Abt, für seine „Herde“ zur Verantwortung gezogen werden wird. Er weiß, daß ihm Seelen anvertraut sind, die er zu Gott, zur Kirche, zur Heiligkeit führen soll. Und daß gerade dem Mann diese hohe Aufgabe aufgetragen ist, zeigt folgender Bericht: In den 1990er Jahren führten die schweizerischen Behörden eine Umfrage durch, die untersuchen sollte, wie Religion von einer zur nächsten Generation weitergegeben wird. Die Umfrage ergab, daß in Familien, in denen der Vater regelmäßig zur Kirche ging und die Mutter ihren Glauben nicht praktizierte, 44 Prozent der Kinder später regelmäßige Kirchgänger wurden. War jedoch der Vater nicht praktizierend, selbst wenn die Mutter regelmäßig die Kirche besuchte, so wurden nur zwei Prozent dieser Kinder später regelmäßige Kirchgänger, während mehr als sechzig Prozent niemals zur Kirche gingen. Ein anglikanischer Vikar kommentierte dies wie folgt: „Die Ergebnisse sind schockierend, sollten aber nicht überraschen. Sie sind so politisch unkorrekt wie nur denkbar, bestätigen jedoch einfach nur das, was Psychologen, Kriminologen, Erziehungswissenschaftlern und traditionellen Christen bereits bekannt ist. Gegen die Biologie der schöpferischen Ordnung kommt man nicht an. Der väterliche Einfluß steht in keinem Verhältnis zu der ihm in der liberalen westlichen Gesellschaft zugewiesenen, stark reduzierten Rolle.“

Eines bringt diese Mitteilung klar zum Ausdruck: Die Beziehung zwischen Vater und Kind ist sehr entscheidend für die Beziehung des Kindes zu Gott. Wir übertragen nicht selten die Erfahrung unseres Vaterbildes auf unser Gottesbild. Der Abt der *Regula* wie auch der christliche Familienvater wissen, daß sie in ihrer Aufgabe als Vater auf die Gnade und Hilfe Gottes angewiesen sind. Für beide gilt, ein Leben mit den Sakramenten zu führen,

im Gebet vor den Herrn zu treten und um seine Hilfe zu bitten.

Vom menschlichen Standpunkt aus gesehen sind wir für die Anforderung, die der Herr an uns stellt, nämlich heilig zu werden, völlig ungeeignet. Doch die Barmherzigkeit Gottes hält uns alle Hilfsmittel bereit, um das höchste und größte Ziel erreichen zu können: die Vereinigung mit IHM. Die Liebe, mit der wir zu Gott gehen sollen, besteht im Willensakt, die Gnaden, die er für uns bereithält, auch empfangen zu wollen.

Diese zeitlose Regel ist für die Praxis, d.h. für jeden, der willens ist, sich um ein harmonisches Familienleben zu bemühen; denn sie schöpft aus einer Quelle, die nie versiegen wird, sie schöpft aus dem Evangelium. An uns liegt es weiterzugeben, was wir daraus empfangen. Daher sind die Prinzipien des Zusammenlebens, welche die Regel vermittelt, auch gültig für das Zusammenleben in der durch den Liberalismus und die sexuelle Revolution so bedrohten Familie.

\*\*\*

**„Wenn ihr mir nicht glauben wollt, glaubt doch wenigstens den Wundern“**

*Von P. Johannes Hager*

Die Evangelien berichten uns von zahlreichen Wundern, die Jesus gewirkt hat. An ungefähr 20 Stellen berichten die Evangelien ganz allgemein, Jesus habe Zeichen und Wunder gewirkt und Kranke geheilt; 35 Wundertaten berichten uns die Evangelisten im einzelnen. Zu den Wundern, die Christus wirkte, gehören drei Totenaufweckungen und neun Naturwunder, nämlich die Verwandlung von Wasser in Wein, zwei wunderbare Fischfänge, zwei Brotvermehrungen, die Beruhigung des Seesturms, das Wandeln Christi auf dem Wasser, die Verfluchung des Feigenbaums und die Steuermünze aus dem Fisch. Alle übrigen Wunder sind entweder Krankenheilungen oder Dämonenaustreibungen.

Die Berichte über die Wunder gehören ganz wesentlich zu den Evangelien, ohne sie wären die Evangelien gar unverständlich. Jesus verknüpft ja viele

seiner Lehren mit einem vorangegangenen Wunder, so erklärte er am Beispiel des wunderbaren Fischfangs die Aufgabe der Apostel, Menschen zu gewinnen, zukünftig Menschenfischer zu sein. An seine Heilungswunder knüpft er an, um die Frage der Johannesjünger zu beantworten, ob er der Messias sei.

Viele Diskussionen, von denen uns die Evangelien berichten, entzündeten sich gerade an einem Wunder, das Jesus am Sabbat gewirkt hatte. Die Jünger Jesu glauben an ihn, weil sie Zeichen und Wunder von ihm gesehen haben, und auch das allgemeine Volk staunt über ihn wegen der Wunder, die er tat. Ebenso sind viele Angriffe der Pharisäer auf Jesus ohne die Wunder ganz unverständlich. Die Pharisäer können die Wunder nicht leugnen, weshalb sie Jesus mehrmals als Zauberer verdächtigen, der mit den Dämonen im Bunde steht. Jesus vollbrachte so viele Wunder, daß seine Gegner in Verlegenheit gerieten und sich deshalb fragten: Was sollen wir tun? Dieser Mensch tut so viele Zeichen. Wenn wir ihn gewähren lassen, werden alle an ihn glauben.

Daraus wird schon deutlich, warum Jesus diese Wunder wirkte: vor allem, um seine göttliche Macht zu zeigen und dadurch zu bekräftigen, daß das wahr ist, was er lehrte. Vieles, was er lehrte, läßt sich nicht durch menschliche Überlegungen oder logische Gründe beweisen, wie beispielsweise, daß er Gottes Sohn ist oder vom Himmel herabgestiegen ist. Darum wählte Jesus hier einen anderen Beweis, nämlich die Wunderzeichen, die eben seine göttliche Macht zeigen. Bildlich gesprochen können wir die Wunder Jesu mit einem Siegel eines Königs vergleichen. Wie das königliche Siegel an einem Brief beweist, daß der Inhalt vom König stammt, so zeigen uns die Wunder Jesu, daß seine Worte von Gott stammen. Christus sagt darum: „Wenn ihr mir nicht glauben wollt, glaubt doch wenigstens den Wundern.“ (Joh 10,38) An einer anderen Stelle sagt er: „Hätte ich unter ihnen nicht die Werke vollbracht, wie sie kein anderer vollbracht hat, so wären sie ohne Sünde.“ (Joh 15,24) Die Wunder Jesu zeigen also, daß Jesus Gott ist. Wenn er Werke tut, die nur Gott tun kann, dann können wir

glauben, daß Gott in ihm wirkt. Genau darauf hat er selbst auch hingewiesen: „Die Werke, die mir der Vater zu tun gab, die sind es, die Zeugnis von mir geben.“ (Joh 5,36)

Man könnte hier vielleicht einwenden: Wirken nicht andere Menschen ähnliche oder sogar noch größere Wunder? Genügen denn die Wunder Christi, um zu beweisen, daß er Gott ist? Ja, die Wunder Christi genügen, um seine Gottheit zu zeigen, denn zwei Dinge unterscheiden seine Wunder von den Wundern der anderen. Zuallererst vollbrachte er seine Wunder aus eigener Kraft, d.h. er bat nicht um ein Wunder, wie beispielsweise die Propheten oder andere Heilige nach Christus. So rief Elias, als er den Sohn der Witwe von Sarepta von den Toten auferweckte, zum Herrn und sprach: „Herr, mein Gott! Möchte doch der Lebensgeist dieses Knaben wieder in ihn zurückkommen.“ (1 Kön 17,21) Ganz anders lief es bei Christus ab. Zum Jüngling von Naim sagte er: „Ich sage dir: steh auf!“ (Lk 7,14)

Ein zweites Kriterium, wodurch sich die Wunder Jesu von denen der anderen unterscheiden lassen, ist, daß die Propheten und die Heiligen nur vereinzelt Wunder wirkten, zahlenmäßig also viel weniger als Christus. Was will er uns damit anderes zeigen, als daß er die gleiche Macht besitzt wie Gott Vater. Er sagte selbst ausdrücklich: Was der Vater tut, das tut in gleicher Weise auch der Sohn. Christus nennt sich ferner immer wieder Sohn Gottes. Wäre diese Lehre nicht wahr gewesen, dann hätte Gott sie bestimmt nicht durch Wunder bestätigt. Der hl. Augustinus fragt sich, was denn Christus noch Größeres hätte wirken sollen, wenn die Wunder, die er tat, nicht ausreichten, um die Menschen zum Glauben zu führen. Augustinus antwortet: „Hätte er, nachdem er die Menschengestalt angenommen hatte, eine andere Welt schaffen sollen, damit wir daran glauben, daß er der Schöpfer der Welt ist? Aber weder eine größere Welt noch eine gleich große Welt hätte in dieser Welt entstehen können. Wenn er aber eine gemacht hätte, die kleiner ist als diese, hätten die Menschen auch das geringgeachtet.“ (Brief 137,14 an den Senator Volusianus)

Wenn moderne Exegeten die Wunder Jesu leugnen,



dann nicht weil historische Gründe dagegen sprechen, sondern weil sie grundsätzlich Wunder für unmöglich halten und Gott nicht die Macht zutrauen, Naturgesetze zu umgehen.

Betrachten wir kurz die Evangelien etwas genauer. Sie berichten die Wunder auf ganz natürliche Art und Weise, ohne phantasievolle Ausschmückungen oder legendenhafte Steigerungen, ganz ohne Prahlerei. Die Wunder geschehen ganz konkret im alltäglichen Leben, beim Blinden von Jericho wird sogar der Name überliefert, mitunter ein Beweis dafür, daß die Berichte der Evangelien historisch zuverlässig sind. Selbst andere Quellen als die Evangelien berichten von den Wundern Jesu: Die Apostelgeschichte überliefert die Missionspredigten des Petrus. Am Pfingsttag sprach er in Jerusalem: „Israeliten, vernehmt meine Worte! Jesus von Nazareth wurde von Gott bei euch beglaubigt durch Machterweise, Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn, wie ihr selber wißt, in eurer Mitte gewirkt hat.“ (Apg 2,22) Im Talmud wird Jesus wegen der Wunder ein Zauberer genannt; und auch die Gegner der Christen im zweiten Jahrhundert leugneten die Wunder Jesu nicht, behaupteten aber, sie seien nicht mit göttlicher Macht geschehen, sondern durch Zauberei.

Eine letzte Frage können wir uns noch stellen: Warum haben manche Menschen trotz dieser überwältigenden Wundertaten nicht an ihn geglaubt? Und warum glauben sie auch heute nicht an ihn? Unser Heiland und Herr Jesus Christus weist selbst darauf hin: Wo keine Bereitschaft ist zu glauben, da helfen auch keine Wunder. „Wer absichtlich die Augen vor dem Licht verschließt, würde selbst dann nicht glauben, wenn jemand von den Toten auferstehen würde“. (Lk 16,31)

\*\*\*

## **Gibt es Heilsgewißheit? – Die Herz-Mariä-Sühnesamstage**

*Von P. Andreas Jeindl*

Als die hl. Johanna von Orléans auf tragische Weise von den Engländern gefangengenommen und ihr vor

böswilligen Richtern der Prozeß gemacht wurde, suchte man, die ungebildete Jungfrau durch verhängnisvolle Fragen der Irrlehre zu überführen. Auf die Frage, ob sie sich sicher sein könne, im Stand der Gnade zu sein, antwortete die Jungfrau mit einer Weisheit, die sich ohne den Einfluß des Heiligen Geistes schwer erklären läßt. Entgegen der Erwartungen wagte die Heilige nicht, so etwas zu behaupten, sondern erklärte, wenn sie im Stand der Gnade sei, würde sie Gott bitten, sie darin zu erhalten; wenn sie es nicht sei, würde sie Gott bitten, sie dorthin zu führen. Lieber wollte sie aber sterben, als von der Liebe Gottes getrennt zu sein.

Wir hüten uns davor, unser Leben leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Überall, ob im Straßenverkehr oder bei der Arbeit, hat die Sicherheit unseres Lebens höchste Priorität. Kaum jemandem werden aber die Gefahren bewußt, welche seiner Seele drohen, und so schnell wähnt er sich in Sicherheit, den Himmel und das ewige Leben gewiß zu erreichen. Doch diese Sorglosigkeit, oder sogar Heilsgewißheit, erscheint völlig verfehlt, wenn wir die Lehre der Kirche genauer betrachten.

Tatsächlich können wir aus uns selbst heraus nicht ganz sicher sein, ob wir im Stand der Gnade sind, noch weniger, ob wir in diesem Stand bis zum Ende unseres Lebens ausharren werden. Der gelehrte Doktor Martin Luther wollte eine Ungewißheit auf diesem Gebiet nicht ertragen. Er spürte die Macht der Sünde in sich, aber nicht die erhebende Wirkung der Gnade und der Sakramente. Ohne Versuchung und Sünde zu unterscheiden, gab es für ihn Stunden, in denen er am Rand der Hölle zu stehen glaubte und der Verzweiflung nahe war. Der schwer Geängstigte öffnete sich dann mit einer neuen Lehre die Pforten des Paradieses selbst. Allein der vertrauende Glaube solle den Himmel sichern. Luther lehrte, daß, solange der Mensch diesen vertrauenden Glauben hat, ihn nichts aus der Gnade Gottes herausbringen könne, keine Sünde, kein Gesetz und kein Teufel. Dadurch gelangte er zu seiner Lehre der Heilsgewißheit, ein Heil, das nur durch das Erbarmen Gottes und mit Sicherheit geschenkt werden soll, ohne daß es abhängig wäre von unseren guten

Werken oder Verdiensten. Anstatt den Menschen durch die Heiligkeit umzugestalten, mußte die Heiligkeit selbst umgestaltet werden, um sie dem Menschen anzupassen.

Das Konzil von Trient begegnete diesen Irrtümern über die Heilsgewißheit und erklärte, daß niemand mit Sicherheit behaupten kann, er gehöre in jeder Hinsicht zu der Zahl der Vorherbestimmten. Es ist Lehre der Kirche, daß wir nur im beharrlichen Beten diese Gnade erleben können, nämlich die Gnade der Beharrlichkeit im Guten bis zum Ende, die einzige Gnade, die uns das ewige Heil sichern würde. Doch gleichzeitig wird auch erklärt: „Wer mit absoluter und unfehlbarer Sicherheit sagt, er werde jene große Gabe der Beharrlichkeit bis zum Ende (Mt 10,22) sicher haben, ohne daß er dies aus einer besonderen Offenbarung erfahren hätte: der sei mit dem Anathema belegt.“ (Konzil von Trient, DH 1566)

Niemand kann sich seines Heiles ganz sicher sein. Nicht deshalb, weil auf Gott und seine Versprechungen kein Verlaß wäre, sondern deshalb, weil niemand auf seinen eigenen guten Willen vertrauen kann. Und auch wenn der Großteil des Werkes unserer Heiligung an der Gnade Gottes hängt und nur ein recht kleiner Teil an unserem eigenen Willen, so bleibt dennoch die Zustimmung und Mitwirkung unseres Willens immer notwendig für die Rechtfertigung. Gott rettet niemanden, der sich nicht retten lassen will. Ob wir aber am Ende unseres Lebens immer noch den gleichen guten Willen haben werden, kann kein Sterblicher garantieren, nicht einmal wir selbst.

Deshalb gibt es viele, die eine Zeitlang ein vorbildliches Leben führten, am Ende jedoch davon abkamen, obwohl sie damit nie gerechnet hätten, und letztendlich mit schweren Sünden und ohne Anzeichen von Reue sterben. Für Seelen, die in einem solchen Zustand sterben, ist der heute weitverbreitete Heilsoptimismus mit der katholischen Lehre völlig unvereinbar.

Wir können uns also niemals in Sicherheit wiegen, sondern müssen unser Heil wirken „in Furcht und Zittern“, wie der hl. Paulus sagt (Phil 2,12). Wie sehr diese Furcht gerade in der heutigen Zeit berechtigt ist, zeigt uns

der erste Teil des Geheimnisses, welches die Allerseligste Jungfrau Maria in Fatima den drei Hirtenkindern offenbarte.

**Das erste Geheimnis:** Als die Gottesmutter den drei Kindern Lucia, Francesco und Jacinta zum dritten Mal in Fatima erschien, öffnete sie ihre Hände. Ein Lichtschein ging von ihnen aus und durchdrang die Erde. Die Kinder sahen ein Feuermeer, und eingetaucht darin Teufel und Seelen in sehr großer Zahl, deren Anblick und Schreien sie erbeben und erstarren ließ.

Wenn es wirklich wahr ist, daß sich so viele Seelen selbst in die Verdammnis führen, ohne sich dessen so recht bewußt zu sein, stellt sich hier die Frage: Gibt es wirklich nichts und niemanden, der uns eine größere Sicherheit geben könnte, daß wir selbst von diesem Ort verschont werden?

Wie hilfeschend schauten deshalb die Kinder zur Gottesmutter auf, die ihnen dann erklärte: „Ihr habt die Hölle gesehen, wohin die Seelen der armen Sünder gehen. Um sie zu retten, will der Herr die Andacht zu meinem unbefleckten Herzen in der Welt begründen.“

**Die große Verheißung:** In Pontevedra erklärte die Allerseligste Jungfrau genauer, worin diese Andacht bestehen soll und welche Verheißung damit verbunden wird: „... ich verspreche, all jenen in der Todesstunde mit allen Gnaden beizustehen, die für das Heil dieser Seelen notwendig sind, die fünf Monate lang jeweils am ersten Samstag beichten, die heilige Kommunion empfangen, einen Rosenkranz beten und mit mir eine Viertelstunde verbringen, indem sie die Geheimnisse des Rosenkranzes betrachten, in der Absicht, mir dadurch Sühne zu leisten.“

**Der Weg, der unmerklich ins Verderben führt:** Die meisten Seelen, die auf dem Weg in die Verdammnis sind, entscheiden sich nicht erst am Ende ihres Lebens gegen Gott. Je mehr sie sich aber in ihrem Leben von Gott entfernen und je länger sie im Zustand der Sünde verharren, umso weniger werden sie empfänglich für die helfenden Gnaden, die Gott ihnen bisweilen zur Bekehrung schickt. So wie dann ein Baum geneigt ist, so wird er am Ende des Lebens fallen. Der Volksmund bekennt deshalb ganz zu Recht: Wie dein Sonntag, so dein

Sterbtag. Sehr selten wird sich eine Seele plötzlich am Ende des Lebens bekehren, und fast nie ohne beharrliches Gebet und Opfer von anderen.

Die Verheißung der Sühnesamstage verspricht uns aber zur wichtigsten Stunde unseres Lebens, nämlich der Todesstunde, noch einmal eine großartige Chance unseres Heiles, völlig unabhängig davon, wie sehr und wie lange wir uns schon von Gott durch eigene Schuld entfernt haben mögen.

Eine größere Sicherheit für das Heil unserer Seele könnten wir deshalb kaum erlangen. Betrachten wir, welch ein Trost eine solche Verheißung sein muß für Eltern, deren Kinder Irrwege gegangen sind, für Kinder, deren Eltern auf Abwege gekommen sind, für Ehepartner, von denen ein Teil den Glauben aufgegeben hat und in schweren Sünden lebt. Die hl. Monika mußte jahrzehntelang beten, um für ihren Ehemann die Gnade der Bekehrung am Sterbebett zu erflehen, und wie wenig konnte sie sich sicher sein, Erhörung zu finden. Wer aber seine Nächsten dazu bewegen kann, auch nur ein einziges Mal die Herz-Mariä-Sühnesamstage zu halten, darf mit gutem Grund immer noch hoffen, daß er am Ende mit seinen Verwandten und Freunden im Himmel wieder vereint sein wird. Kluge Eltern bemühen sich deshalb sehr darum, mit ihren Kindern zusammen wenigstens einmal gewissenhaft die Herz-Mariä-Sühnesamstage zu halten.

Schwester Lucia erklärte Dr. Augustin Fuentes im Jahr 1957, daß „Gott der Welt die letzten Rettungsmittel gegeben hat: den Rosenkranz und die Andacht zum Unbefleckten Herzen Mariens, und da dies die beiden letzten Mittel sind, so bedeutet dies, daß es keine anderen mehr gibt“ (P. Mura, S. 438).

Wir leben in einem Zeitalter des Glaubensabfalls und sittlichen Niedergangs. Erzbischof Lefebvre erklärte, daß er drei Weltkriege erlebt habe, und bezeichnete den dritten als jenen des Zweiten Vatikanischen Konzils, mit dem ein offener Krieg gegen die Vergangenheit der Kirche und ihre Einrichtungen begann, womit eine teuflische Zerstörungswut die Kirchen überflutet, Altäre zerstört und Kreuze beseitigt hat. Bis heute gehen dadurch unzählige Seelen verloren, und der Zerstörung wurde bisher nicht

Einhalt geboten. Mitten in diesem Krieg sind wir mehr denn je auf die letzten Rettungsmittel angewiesen, welche Unsere Liebe Frau von Fatima zur Verfügung gestellt hat.

Während andere Versprechungen des Himmels meist an eine Bedingung geknüpft sind, die beharrlich angewendet werden muß, wie z.B. das Tragen des Skapuliers, verlangt die Verheißung der Sühnesamstage nur eine einmalige Erfüllung. Hinzu kommt, daß wir durch diese Verheißung nicht nur auf einen Gnadenbeistand in unserer Todesstunde hoffen können, sondern auch auf persönlichen Beistand unserer himmlischen Mutter.

Kurz bevor Francesco am 4. April 1919 starb, sah er ein herrliches Licht bei der Tür des Raumes, und sein Gesicht erstrahlte in himmlischer Klarheit. Ohne Todeskampf ging der kleine Hirte von Aljustrel in den Himmel. Die kleine Jacinta wußte schon sehr früh, daß sie fern von der Heimat ganz allein sterben wird, und litt sehr darunter. Sie sagte ihrer Freundin: „Höre, du mußt viel für mich beten, weil ich ganz allein sterben werde.“ Sie hatte jedoch einen großen Trost. Die Gottesmutter hatte ihr auch gesagt, „ich soll keine Angst haben, weil sie selbst kommen wird, um mich in den Himmel zu holen“.

**Eine Sühneandacht:** Mit zunehmender Glaubenslosigkeit und dem Abfall von Gott wird die Allerseligste Jungfrau mehr und mehr mißachtet, verspottet und beleidigt. Dieser Haß und die Beleidigung der Gottesmutter sind ein furchtbares Zeichen der Verwerfung deshalb, weil Gott so sehr auf ihre Ehre bedacht ist, daß Er solche Sünden schwerlich verzeiht. So sehr Gott erbost ist über ihre Beleidigung, so sehr stimmt es Ihn aber auch gnädig, wenn jemand ihr besondere Ehre und Liebe erweist mit der besonderen Absicht, dadurch Sühne zu leisten. Darum ist es nicht erstaunlich, daß diese Sühneandacht eine so große Wirkung für das Heil der Seelen haben kann.

**Die Muttergottes verlangt fünfmal nacheinander an jedem ersten Samstag im Monat:**

1. die Beichte: Sie muß nicht unbedingt am Sühnetag selbst stattfinden, sondern wenigstens einmal im Monat. Es darf dabei aber nicht die Intention vergessen

werden, sie zur Sühne für die Beleidigungen gegen das Unbefleckte Herz aufzuopfern. Falls sie dennoch vergessen wird, muß man bei der nächsten Beichte daran denken.

2. die hl. Kommunion: Sie muß im Stand der Gnade erfolgen und soll möglichst würdig sein, weshalb es klug ist, am selben Tag zu beichten. Bei einer Verhinderung aus gutem Grund kann man die ganze Sühneandacht vom Priester auf den folgenden Sonntag verschieben lassen.

3. den Rosenkranz.

4. eine Viertelstunde Betrachtung der Geheimnisse des Rosenkranzes. Dabei darf ein Geheimnis oder mehrere betrachtet werden. Die Zeit kann auch im Rahmen des Rosenkranzes auf je drei Minuten vor den Gesätzchen aufgeteilt werden.

5. Alles muß mit der Absicht geschehen, der Gottesmutter Sühne zu leisten.

\*\*\*

## Auf ein Wort

Liebe Leser,  
ohne Ihre Großherzigkeit wäre die Herausgabe des St. Athanasius Boten nicht möglich. Im Namen der ganzen Redaktion darf ich Ihnen daher meinen Dank aussprechen, uns erneut ausreichend Mittel zur Verfügung gestellt zu haben, die September-Ausgabe drucken und versenden zu können. Ebenso möchte ich mich für alle Rückmeldungen bedanken, für all die Ermutigungen und Danksagungen, aber auch für alle kritischen Zuschriften, helfen sie doch dabei, den eigenen Standpunkt aus einer anderen Perspektive unter die Lupe zu nehmen.

Damit der St. Athanasius Bote auch weiterhin eine Zukunft hat, vertrauen wir erneut auf Ihre Großherzigkeit. Schon mit einer Spende von 10 € ermöglichen Sie uns, etwa 11 (in Österreich sogar fast 20) Haushalte mit dem St. Athanasius Boten zu beliefern und so den Menschen von diesem Wirken der Gnade zu berichten und ihnen Hilfsmittel an die Hand zu geben, mit denen der Glaube neu kennengelernt oder vertieft werden kann.

Da wir der festen Überzeugung sind, daß das mangelnde Glaubenswissen bzw. das mangelnde Wissen

um die Schönheit des katholischen Glaubens für die derzeitige Krise in der Kirche mitverantwortlich sind, wollen wir mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln versuchen, eben dieses Wissen unter die Menschen zu bringen. Denn ein wahrhaft katholisch geführtes Leben kann – davon sind wir felsenfest überzeugt – den Menschen jenen Frieden und jenes wahrhafte Glück bereiten, nach dem sie sich aus ganzem Herzen sehnen.

Sollten Sie **kein Interesse** (mehr) am St. Athanasius Boten haben, sind Sie uns auch behilflich, wenn Sie uns schriftlich oder per Email mitteilen, daß Sie in Zukunft keinen St. Athanasius Boten mehr erhalten möchten. Wir streichen dann Ihren Namen aus unserer Kartei, und Sie erhalten zukünftig keinen St. Athanasius Boten mehr.

So danke ich Ihnen im Namen der gesamten Redaktion erneut für Ihre Großherzigkeit und wünsche Ihnen Gottes reichen Segen!

Ihr  
Fabian Glück  
Schriftleiter des St. Athanasius Boten und 1. Vorsitzender des St. Petrus Canisius e.V. Deutschland

\*\*\*

## Adressen für St. Athanasius Bote:

**Deutschland, Schweiz, Italien:** IKC, Postfach 1154,  
D-84067 Schierling – [st.athanasius@gmx.de](mailto:st.athanasius@gmx.de) –  
Tel. +49 (0)9451 / 6980895

**Österreich:** Dr. Jeindl, Prägart 1,  
A-2851 Krumbach – [st.athanasiusbote@zell-net.at](mailto:st.athanasiusbote@zell-net.at) –  
Tel. +43 (0)677 / 64016860

Den St. Athanasius Boten, auch frühere Ausgaben, finden Sie im **Internet** unter: [www.athanasiusbote.de](http://www.athanasiusbote.de)

## Adressen für Sarto (nur Buchbestellungen!):

**D:** Sarto Verlagsbuchhandlung GmbH, Dr.-Jaufmann-Str. 3, D-86399 Bobingen – [info@sarto.de](mailto:info@sarto.de)

**A,CH:** Zweigniederlassung Österreich: Schloß Jaidhof, A-3542 Jaidhof – [info@sartoverlag.at](mailto:info@sartoverlag.at)